

Flohmarkt der Deutungshoheit

Eine neue Rassismus-Debatte und Kritik an umstrittenen Critical-Whiteness-Ansprüchen strapaziert eine defizitäre linke Streitkultur. Zusammengestellt und dokumentiert von Friedrich C. Burschel

Die Zitate im Text wurden in der Regel in der Form wiedergegeben, in der sie zu lesen waren (zum Beispiel was Groß- und Kleinschreibung angeht, die häufig mit speziellen Bedeutungen aufgeladen ist). Offensichtliche Tipp- und Rechtschreibfehler wurden stillschweigend korrigiert, um uns die Kennzeichnung [sic!] zu ersparen

„Ich weiß nicht ob ich für mehrere von uns spreche, aber mein Schweigen bedeutet so gar nicht, dass ich akzeptiere, was bestimmte Personen äußern. Ich bin immer wieder ganz schön wütend und manchmal schier baff über die an- und übergrieffige Sprache und krassen Sprüche... (...) in einem nichtvirtuellen Raum würde ich wahrscheinlich versuchen, ein Stop zu setzen, per Mail finde ich das nicht so einfach“, schrieb am 3. Juli Grit und markiert damit das vorläufige Ende einer zum Teil turbulenten Diskussion auf der großen Berliner [reflect]-Mailingliste mit etlichen tausend Mitgliedern. Über Wochen tobte ein Schlagabtausch zwischen People of Color (PoC) und weißen Counterparts, die sich mit ihrem *Weißsein* kritisch auseinanderzusetzen versuchten oder dies ganz bewusst nicht taten. Dabei illustrierte die ganze Diskussion einen Moment völliger Blockade und Versteinerung, der dem Ende eines Prozesses ähnlicher war als einem Aufbruch zu neuen gemeinsamen Kämpfen.

Für den Zustand einer linken Streitkultur und festgefahrener Diskurse ist es durchaus bedeutsam, wo diese Schlammschlacht stattfand. Die durchaus angesagte [reflect]-Mailingliste ist über weite Strecken linke Terminbörse und Flohmarkt und die rührigen Betreiberinnen und Betreiber legen großen Wert darauf, dass sie kein Raum für ausufernde Diskussionen ist. Sie verweisen auch, gerade wenn es, wie bei der jüngsten Eskalation, hoch hergeht, immer wieder auf eine Netiquette, die allzu grobe, zynische und provozierende Ausfälle, oft aber auch unüberlegte und impulsive Beiträge verhindern soll.

Ausgangspunkt der Auseinandersetzung war eine Veranstaltung von kritisch-lesen.de, einem Internetportal

für Rezensionen, am 9. Mai 2012 im Liniencafé, einem kollektiv geführten Betrieb in einem Hausprojekt in Berlin Mitte. Eingeladen war der zu den Themen Linksradikalismus und Antirassismus gefragte Autor und Aktivist Gabriel Kuhn zu einem Vortrag mit Diskussion unter der Überschrift „Whiteness ist not abolished in a workshop, it is abolished in struggle“.

Während des Events kam es zu einem „rassistischen Effekt“, wie die Veranstalter es in ihrer vorsichtigen Stellungnahme nannten. Eine Woman of Color (WoC)

war im Laufe der Diskussion nach dem Vortrag des Referenten, der dann in die Moderatoren-Rolle geschlüpft war, mit dem Hinweis unterbrochen worden, dass noch weitere Rednerinnen und Redner auf der Liste stünden. Die betroffene Person

war empört und verließ, nachdem auch niemand der Anwesenden intervenierte, wütend das Lokal. Nach einem offenbar misslungenen Versuch, das Geschehene aufzuarbeiten, passierte erst mal lange nichts. Dann entschuldigte sich das Kneipen-Kollektiv „in aller Form für diesen untragbaren Vorfall“: „Wir haben uns im Vorfeld dem Privileg hingegeben, bestehende Bedenken bezüglich gewisser Problematiken (...) nicht zu beachten und haben (...) nicht gut reagiert.“

Auch die betroffene WoC meldete sich mit einer geharnischten Mail zu Wort. Sie nannte den Referenten einen „weißen Penisträger“ und stellte fest: „Der Raum (...) war extrem weiß, akademisch und männlich dominiert. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte zu 95% weiße studierte Menschen!!“ Sie kritisiert weiter, dass „weiße queere“ ihre Diskriminierungserfahrungen ständig mit Rassismuserfahrungen gleichzusetzen versuchten. Dabei schauten sie sich ihren eigenen „weißen privilegierten

„Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte zu 95% weiße studierte Menschen!!“

beschissenen Rassismus gar nicht erst an“. Dem Moderator wirft sie vor, Rassismus außerdem insoweit relativiert zu haben, als er in „gute und schlechte weiße (schlechte = NPD-Wähler-Innen, gute = Antifa-„Antira“, bla kotz)“ eingeteilt habe: „Das ist ungeheuerlich und ermöglicht *weißen* ihr *weißsein* weder kritisch zu betrachten noch anzuerkennen das sie NIEMALS nicht rassistisch sein können.“ Sie sei „gesilenced“, also mundtot gemacht worden an diesem Abend und habe sich durch diese „Master Suppression Technique“ „wütend, re_traumatisiert und geschockt“ gefühlt.

Die von ihr zornig angemahnte Stellungnahme der Veranstalterinnen und Veranstalter folgte kurz darauf am 7. Juni, also fast einen Monat nach dem Ereignis: Man habe der betroffenen Person nicht die Gelegenheit zu einer „exklusiven Deutung“ nehmen wollen, erklärte kritisch-lesen.de die späte Positionierung. Schuld bewusst gestanden die Betreiberinnen und Betreiber des Internetportals ein, nicht vorbereitet gewesen zu sein, nicht adäquat reagiert zu haben und entschuldigten sich dafür „aufrichtig“. Entsprechende Vorkehrungen, „um die Wahrscheinlichkeit einer rassistischen Ausgrenzung zu senken“, habe man nicht getroffen, „obwohl dies angesichts der in linken, überwiegend weißen Räumen vorherrschenden Machtverhältnisse für uns als Organisator_innen eine Selbstverständlichkeit darstellen sollte.“ Sie merkten jedoch kritisch an, dass der Reflex (etwa in der misslungenen Diskussion nach Abbruch der Veranstaltung), „Rassismus als Fehlverhalten Einzelner zu individualisieren und somit tendenziell zu entpolitisieren“, für eine Aufarbeitung des Geschehenen und eines „auf allen gesellschaftlichen Ebenen verankerten Rassismus“ nicht viel bringe, sondern häufig „stark moralisierend“ „der Selbstvergewisserung Einzelner“ diene, „an einer Situation zumindest weniger Schuld zu sein“.

So etwa zeitgleich drei „weiß positionierte Personen“ auf der [reflect]-Liste, die sich effektiv selbst des Vergagens bezichtigen: es sei ein „rassistischer Übergriff“ vom „*weißen* Raum“ getragen worden und das Schweigen zu der „an diesem Abend reproduzierten *weiß[e/n]* Solidarität und *weiß[e/n]* Gewalt“ halte seither an. Sie kritisierten die absolute Machtposition des als „*weiß* und männlich gelesen[en]“ Akteurs, dass „*weißsein* als gewaltvolle Praxis re_produziert“ worden sei und rassistische Äußerungen unkommentiert geblieben seien. Im „*weißen* gewaltvollen und patriarchalen Raum“ sei die „rassistische Strategie des silencing“ zur Anwendung gekommen, als der Moderator die WoC unterbrochen und niemand dagegen eingeschrit-

ten sei. Die drei Autor_innen kommen zu folgendem Schluß: „Sich als *weiße_r* 'antirassistisch' zu nennen, negiert die Tatsache, dass *weiße* per se rassistisch sind, ob sie wollen oder nicht. Es kann also keinen 'antirassistischen' und schon gar keinen rassistismusfreien *weißen* Raum geben. (...) Allein die Intention, sich als *weiße_r* antirassistische Kämpfe anzueignen, diese also führen zu wollen (...) ist eine Re-Produktion *weißer* Bevormundung und Vorherrschaft. (...) Wir *weißen* müssen aufhören, in kolonialer Tradition immer und überall bestimmen zu wollen, was, wie, wo und mit wem gemacht/gesagt werden muss.“

Auf der [reflect]-Liste schließlich mündete die Auseinandersetzung in zum Teil wüste Beschimpfungen und Drohungen, so dass moderatere, bedenkenwerte Beiträge tendenziell untergingen: „die meisten mails der letzten tage zielten in meinen augen nicht darauf ab, gemeinsam zu definieren, wie verantwortungsvoller

„wütend, re_traumatisiert und geschockt“

umgang mit privilegien aussehen könnte, sondern es wurde mit viel geschrei darauf hingewiesen, dass 'die (radikale, emanzipatorische, wasauchimmer) linke' sich ja der gleichen ausgrenzungsmechanismen bediene, wie die gesamtgesellschaft. An der stelle ist es sicher berechtigt, rumzuschreien, doch eine so bahnbrechende erkenntnis ist das jetzt nun nicht“, etwa merkte alibaer an. Für ihn handele es sich bei der Critical-Whiteness-Debatte ohnehin um eine „disziplin der akademischen linken (...)“, gefiltert durch die rassistischen und sozialen ausgrenzungsmechanismen des deutschen bildungssystems“.

Jana meldete sich zu Wort und versuchte etwas Licht in die Niederungen der Mail-Auseinandersetzung zu bringen: „wir 'weißen' müssen uns mit unserem 'weißsein' ständig auseinandersetzen, auch weil es ein Prozess ist, der keine Auflösung hat. Dazu gehört auch sich selbstständig Literatur o.ä. dazu zu suchen und nicht

umgang mit privilegien aussehen könnte, sondern es wurde mit viel geschrei darauf hingewiesen, dass 'die (radikale, emanzipatorische, wasauchimmer) linke' sich ja der gleichen

Weiß, männlich, heterosexuell, ohne Gebrechen, aber mit lustigem Hut: Seine Waschkraft macht ihn so ergiebig



People of Color, Schwarze, ... mit der eigenen Ignoranz zu belästigen, was oftmals eine reproduktion von 'weiß'sein beinhaltet.“

Jana war es dann wenig später auch, die sich zum nächsten Streitpunkt äußerte, der jedoch auf dasselbe Thema hinausläuft. Es ging um die Ausschreibung für Freiwilligendienste in Lateinamerika, die, so wurde vielfach auf der Liste angemerkt, ebenfalls die rassistische und paternalistische Weltordnung, die Privilegiertheit des *weißen* Westens gegenüber Migrant_innen, PoC, Schwarzen aus dem globalen Süden reproduzieren. Jana: „FSJs heißen eigentlich, dass vor allem 'weiße' mittelschichtkinder (wie ich) in kolonialisierte Ländern gehen, um dort 'zu helfen'. Natürlich können wir 'weißen' da nicht helfen, außer deutschland darin, neokoloniale Herrschafts- und Ausbeutungsstrukturen aufrecht zu erhalten (...) und sich weiter in kolonialer Tradition zu bereichern.“ Sie wendet sich gegen derartige Stellenausschreibungen auf einer links angesiedelten Liste: „Es geht mir dabei nicht darum menschen anzugreifen, sondern gemeinsame Reflektionsprozesse einzugehen und Herrschaftsstrukturen zu markieren und darauf hinarbeiten, diese möglichst wenig zu reproduzieren.“ Auch sie bekam zum Teil höhnische Rückmeldungen, etwa dieser Sorte: „Ich habe auch FSJ gemacht und mich um 'Behinderte' in Schweden gekümmert. Mit der Schande kann ich kaum leben – sollen wir eine Selbsthilfegruppe gründen?“

Friedrich C. Burschel
ist freier Journalist
und Autor. Er lebt
und arbeitet in
Berlin

Unterdessen braute sich jedoch bereits ein neues Gewitter zusammen, das Ende Juni über [reflect] aber auch in anderen Medien in einem neuen Nahost-Eklat niederging: es ging um „Pinkwashing“ als einer spezifisch israelischen Ausprägung des Homonationalismus, des Versuches vor allem westlicher Staaten also, die nationale Schwulen- und Lesben-Bewegung für eigene (neo-)imperiale Projekte – vor allem gegenüber islamischen Ländern – zu instrumentalisieren. Als Provokateur trat hier ein Nils in Erscheinung, der monierte, dass auf dem Transgenialen CSD (TCSD), einer Art Alternativ-Event zum verbürgerlichten „offiziellen“ CSD, ein Workshop zum „strunzdummen Vorwurf des 'Pinkwashing'“ stattgefunden habe: „Migrantische Antiimperialisten firmieren nicht mehr als Vertreter des palästinensischen beziehungsweise kurdischen Befreiungskampfes oder islamistischer Splittergruppen, sondern als 'Schwarze' und 'People of Color'. Hätte man sie vorher, aufgrund ihrer politischen Ansichten, so gut es geht ignoriert, werden sie jetzt von den Naivsten unter den

Antirassisten als Propheten verehrt, die der 'weißen, rassistischen Linken' ihre Weltsicht als Wahrheit predigen sollen. Die queere Bewegung wird sich entscheiden müssen zwischen völkischen Kulturalismus und der linken Befreiung des Individuums aus unmenschlichen Verhältnissen. Man kann nicht beides haben.“

Dabei bezog sich der Autor dieses arroganten Affronts auf einen Bericht über jenen Workshop in der *jungle world*, der antideutschen Hauptstadt-Postille, in welchem der ganze TCSD, insbesondere aber der „Pinkwashing“-Workshop polemisch niedergemacht wird. Einer Erwiderung der Workshop-Anbieter, israelischen Linksradikalen,

war zu entnehmen, dass der Artikel von Markus Ströhlein „Pretty in Pink“ zum Zwecke des Bashing's sinnstellend und von Fakten und dem wirklichen Geschehen weitgehend unbeeinflusst war. „Wenn PoC die Besatzungspolitik Israels kritisieren hat das GARNICHTS mit Anti-Semitismus zu tun!“ postulierte eine weitere Zuschrift und stellte klar: „Die weiße Community auf reflect sollte eigentlich glücklich sein, dass wir so viel Power haben, hier ständig zu intervenieren und Wissen mit euch teilen, auf das ihr wegen eurer Sozialisation und Ignoranz noch nicht gestoßen seid.“

„was zum teufel nehmt ihr euch raus, palästinensische aktivist_innen in ihrer art und weise der beschreibung ihrer eigenen lebenswirklichkeit zu kritisieren? (...) eure opas waren nazis, we got it (...) deshalb müsst ihr aber nicht euer gesamtes leben damit zubringen, palästinenser_innen und alle anderen wesen, die israel kritisieren (...), zum schweigen zu bringen. (...) woher kommen eure /WEIß/heiten, zu wissen, inwiefern das pinkwashing israels übertrieben wird? Westliche definitionsmacht lässt grüßen. Wie war das nochmal mit dem paternalismus?“ kommentierte empört Gözde.

Ja, möchte man da fragen: Wie war das nochmal?

Hinterland greift die Debatte auf, weil genau die Frage nach dem Paternalismus Schwerpunkt des vorliegenden Hefts ist und weil sich solche und ähnliche schmerzhaft Debatten gerade allenthalben abspielen, so etwa auch im Kontext des Kölner „No border Camps“. Im Laufe der [reflect]-Debatte erging auch der Hinweis auf den kritischen Text „Stolz und Vorurteil. Markierungspolitik in den Gender Studies und anderswo“ von Ayşe Arslanoğlu, den wir gerne und dankbar im folgenden veröffentlichen.<